

Gitarren-gott mit Sinn fürs Praktische

Wenn Eric Clapton auf der Bühne steht, tönen sogar alte Songs frisch

Von Nick Joyce

Basel. Man feiert Eric Clapton als grössten lebenden Blues-Gitarristen, als konsequenten Unbeirraren, der an seiner ersten musikalischen Liebe festhält. Tatsächlich hat sich kein anderer Rockmusiker so lange dem Blues verschrieben wie der 1945 bei London geborene Engländer. Erstmals als Gitarrist aufgefallen ist Clapton 1963 mit den Yardbirds, nach den Rolling Stones die wohl kernigste Rhythm-'n'-Blues-Band der Londoner Szene.

Er verliess die Gruppe aber bereits 1965, weil ihm ihre Musik zu poppig geworden war. Dafür heuerte Clapton bei John Mayall und seinen Bluesbreakers an, sozusagen der Kaderschmiede des British Blues. Dieser frühe Schritt aus dem Popzirkus wird als bezeichnend für Claptons ganze Karriere herbeigezogen, als Beweis vorgelegt, dass er immer schon der Muse statt dem Mammon gefolgt ist.

Und doch: Eric Clapton als Blues-Musiker zu bezeichnen, hiesse, die vielen Soft-Rock-Platten verdrängen, die er in den letzten vier Jahrzehnten auf den Markt geworfen hat. Oder die Standardwerke des psychedelisch getränkten Power-Trios Cream vergessen, die Clapton Mitte der Sechzigerjahre den Nimbus eines Gitarren-gotts einbrachten. Der Blues ist zwar seine Visitenkarte, aber nicht immer sein Terrain.

Rock ohne Kanten

Erst spät, 1994, brachte Clapton mit «From the Cradle» ein vollwertiges Blues-Album zustande. Dem folgten die Zusammenarbeit mit dem Vorbild B.B. King «Riding with the King» (2000) und die Robert-Johnson-Hommage «Me and Mr. Johnson» (2004). Aber Clapton wollte sich nicht nur auf den Blues verlassen. Bei aller Liebe zu dieser Musik ist Clapton ein Pragmatiker, der stets die Karriere im Auge behält. So enthielt sein letztes Soloalbum «Old Sock» (2013) wieder Wolkenkratzer ohne Ecken und Kanten.

Der Blues ist zwar Eric Claptons Visitenkarte – aber nicht immer sein Terrain.

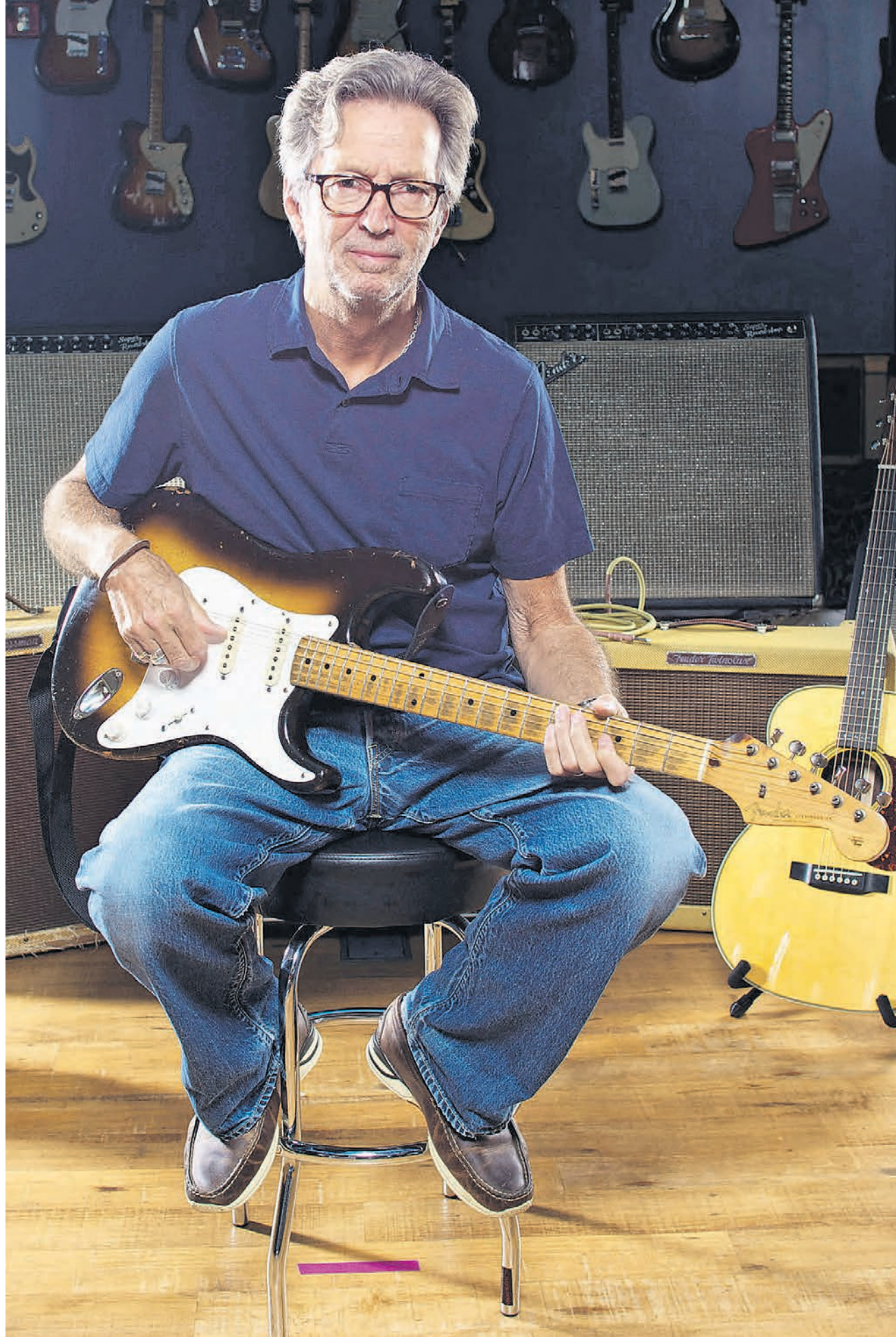
Verübeln kann man Clapton den steten Blick auf die Erfolgsrechnung nicht. Anfang der Siebzigerjahre war seine Laufbahn durch Drogen und Alkohol tangiert, nach dem Comeback 1974 musste er sich auf Tournee abrackern, um die finanziellen Bürden aus dieser Zeit abzutragen. Er kennt das Paradox, als Fast-Heiliger verehrt zu werden und gleichzeitig als Junkie und Alkoholiker ganz unten anzukommen.

Vielleicht erklärt das eigene Leiden sein humanitäres Engagement: Es gibt kaum einen guten Zweck, für den sich Clapton nicht einspannen liesse. Seit vielen Jahren betreibt und finanziert er das Suchtzentrum Crossroads Centre auf der karibischen Insel Antigua.

Liebeserklärung an Patty

Als Gutmensch ist Clapton unermüdlich, als Musiker könnte er durchaus weiter ausholen. Das bewies er 2005 einmal mehr, als er Cream wiederauferstehen liess. Auf dem in der Royal Albert Hall aufgezeichneten Konzertmitschnitt ist mehr erfindereiches Feuer spürbar, als man es sich vom späten Clapton erträumt hätte: Da kommt der Verdacht auf, dass der zu Recht gefeierte Virtuose nur dann etwas wagt, wenn er nicht im Mittelpunkt des Geschehens stehen muss und sich auf sein Gitarrenspiel konzentrieren darf.

Clapton probt schon seit den Sechzigerjahren den Rückzug in die zweite Reihe. Als Studiogast bescherte er den Beatles 1968 bei «While My Guitar Gently Weeps» ihr vielleicht schönstes Gitarrensolo, ohne dafür auf der LP-Hülle mit Namen aufgeführt zu



Die Slowhand noch immer an den Saiten. Eric Clapton denkt auch mit 68 nicht daran, sich zur Ruhe zu setzen.

werden. Später tourte er als Begleitmusiker des längst vergessenen Duos Delaney & Bonnie, 1970 legte er sich das Band-Pseudonym Derek and the Dominos zu. Ironisch nur, dass er «Layla», die epochale Liebeserklärung an George Harrisons Ehefrau Pattie Boyd, unter dem Deckmantel dieses Projekts verfasste.

Selten gab Clapton so viel von sich selber preis wie mit «Layla». Schliesslich hat er immer versucht, seine Privatsphäre von der Öffentlichkeit abzusichern. Gleichzeitig machte er sich mit Seitensprüngen und Affären immer wieder für die Boulevardpresse interessant. Auch die 1979 geschlossene und 1988 geschiedene Ehe mit Pattie Boyd fiel Claptons Untreue zum Opfer: 1985 hatte er mit der Studiomanagerin Yvonne Kelly eine Tochter gezeugt, er machte die Vaterschaft aber erst 1991 öffentlich.

Altes und junges Publikum

Die frühen Neunzigerjahre waren ein Wendepunkt in Claptons Karriere. Wie viele Rockveteranen hatte er sich damit schwergetan, mit neuen Stilen und Sounds Schritt zu halten: Clapton,

noch keine fünfzig, wirkte wie der Verwalter der eigenen Vergangenheit. Erst 1992 vereinte er mit dem Auftritt in der Fernsehserie «MTV Unplugged» ein altes und junges Publikum hinter sich. Kernstück des Konzerts war «Tears In Heaven», ein bewegender Song für seinen kleinen Sohn, der ein Jahr zuvor aus einem New Yorker Wolkenkratzer gefallen und gestorben war.

Geschick und Geschmack

«Tears In Heaven» ist der bislang letzte grosse Song in Claptons Kanon. Weil er immer mehr Interpret als Songwriter war, lassen sich die selber geschriebenen Klassiker an zwei Händen aufzählen. Dafür hat Clapton bei der Auswahl des fremden Repertoires stets Geschick und Geschmack bewiesen. Ohne seine Coverversion von «I Shot The Sheriff» hätte Bob Marley wohl noch lange auf Akzeptanz beim Rockpublikum warten müssen, die Karriere des jüngst verstorbenen Songwriters J.J. Cale basiert gar auf Claptons Bearbeitungen von dessen «After Midnight» und «Cocaine».

Wenn Clapton auf der Bühne steht, ist es eh egal, was für einen Song er ge-

rade vorträgt. Da können Balladen wie «Wonderful Tonight» im Original noch so trurig und Up-tempo-Stücke wie «Tell The Truth» noch so träge wirken, mit seiner Gitarre versteht es Clapton, ausgetretenen Mustern überraschende Wendungen abzurufen. Bei ihm klingen alte Cream-Songs wie «White Room» oder «Sunshine Of Your Love» gleichermassen frisch wie der Blues-Standard «Crossroads Blues» von Robert Johnson.

Dabei wird Clapton auch dem Kernanspruch des Blues gerecht, den Inhalt über die Form zu stellen. Mit seinem Spiel veredelt er simple Strukturen mit vertrackten Licks und subtilen Riffs, auf dem Instrument erreicht er die Emotionalität, die ihm seine schläfrige Gesangsstimme versagt. Clapton beweist, dass er doch immer den Blues spielt – auch wenn er alles andere als Blues spielt. Man muss nur richtig zuhören, um das zu erkennen.

Baloise Session, Basel. Event Halle, Messeplatz. Mi und Do, 13. und 14. 11., 20 Uhr. Support am Mi: Caroline Chevin. Support am Do: The Blackberry Brandies. www.baloisesession.ch

Tänzerisch und federnd

Das Jugend-Sinfonieorchester

Von Sigfried Schibli

Basel. Die Wertschätzung und das Prestige junger Orchester haben sich in den letzten Jahren stark gewandelt. Einst eher belächelt, treten solche Nachwuchsklangkörper heute unter den besten Dirigenten der Welt an den renommiertesten Festivals auf. Das Schweizer Jugend-Sinfonieorchester spielt zwar noch nicht in der obersten Liga der jungen Sinfonieorchester, aber es hat unter dem seit 15 Jahren mit ihm arbeitenden Berliner Dirigenten Kai Bumann eine positive Entwicklung durchgemacht.

Den jüngsten Leistungsbeweis erbrachten die Jungsinfoniker am Sonntag gleich doppelt: in einer gut besuchten AMG-Matinee im Stadtcasino-Musiksaal und am Nachmittag in Muttenz. In Beethovens «Tripelkonzert» begleitete das Orchester das junge Trio Rafale, dessen Mitglieder Maki Wiederkehr (Klavier), Daniel Meller (Violine) und Flurin Cuoz (Violoncello) alle im Jahr 1986 geboren sind. Und der Funke sprang spürbar von den homogen (Unisono-Passagen!) und virtuos spielenden Solisten auf das Orchester über. Die Nähe zu «Fidelio» und damit zum Ariosen war eklatant, und im Finale gelang es den Interpreten, Feierlichkeit mit tänzerischem Charakter zu verbinden.

Eine reife Leistung erbrachte das Orchester in der «Rheinischen Sinfonie» in Es-Dur von Robert Schumann. Dirigent Kai Bumann setzte auf straffe Tempi und eine sehr bestimmte, klare Akzente setzende Artikulation der Streicher mit viel Staccato und Marcato auch dort, wo Schumann dies nicht ausdrücklich vorschreibt. Das Resultat war eine packende Wiedergabe vor allem in den raschen Sätzen, zu denen auch das an zweiter Stelle stehende, fließend genommene Scherzo zählte.

Zwar bildet ein Orchester ein Kollektiv, aber auch ein solches setzt sich aus Einzelleistungen zusammen. Hervorgehoben seien die selbstbewussten Celli im dritten und die satten Hörner im fünften Satz, während die Holzbläser zumindest in der Matinee noch nicht ganz die nötige Sicherheit zeigten.

Gurlitt meldet sich zu Wort

Brief des Münchner Sammlers

München. Während der Druck auf die Ermittler im Münchner Kunstfund steigt, hat sich der Kunsthändler-Sohn Cornelius Gurlitt erstmals seit Bekanntwerden des Falles zu Wort gemeldet. Der 79-Jährige schrieb einen Brief an das Nachrichtenmagazin «Spiegel».

Darin bittet er das Magazin, den Namen Gurlitt «nicht mehr in Ihrem Blatt erscheinen zu lassen», berichtete der «Spiegel» in seiner Onlineausgabe. Gurlitt gehe es offenbar darum, dass sein Vater nicht in Zusammenhang mit dem Nazi-Regime gebracht werde.

Laut «Focus» und «Bild am Sonntag» geht der deutsche Zoll davon aus, dass Gurlitt ein Grossteil der 1406 bei ihm gefundenen Werke rechtmässig gehört. Nach einem Bericht des Zollkriminalamts (ZKA) stammen die 315 als «entartet» beschlagnahmten Kunstwerke aus der Wohnung Gurlitts «ausschliesslich aus staatlichen und städtischen Museen». Gurlitts Vater, der Kunsthändler Hildebrand Gurlitt, habe 1940 dem Propagandaministerium gut 200 Exemplare sogenannt «entarteter» Kunst für 4000 Schweizer Franken abgekauft – darunter die Werke «Bauernfamilie» von Pablo Picasso, «Spaziergang» von Marc Chagall und «Hamburger Hafen» von Emil Nolde.

1941 habe er dann weitere 115 Werke «entarteter» Kunst vom Staat erworben. Deshalb dürften «Rückgabe-/Restitutionsansprüche der ehemaligen Eigentümer dieser Werke nicht durchsetzbar sein», heisst es in dem ZKA-Bericht. Es sei auch zweifelhaft, dass Gurlitt wegen hinterzogener Einfuhrumsatzsteuer angeklagt werde. SDA